

Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 22 o 1913

Inhaltsverzeichnis: Freie Liebe. Von John Henry Macay. — Etwas von der Kinderkleidung. III. — Hygiene. — Feuilleton: Samja und Hanifa. Von Gustaf Janzon. (Fortsetzung.)

Freie Liebe.

Von John Henry Macay.

Frei sei die Liebe! — Keine Kette binde
Die Hände, die der freie Wille fügt!
Vielleicht, daß einst das Auge dir, das blinde,
Die Wahl des ersten heißen Fühlens rügt.

Dann sollst du frei sein! — Kommen soll und gehen
Der Mann zum Weibe, und das Weib zum Mann,
So frei wie droben frei die Winde wehen!
Frei sei die Liebe! — Wahrlich dann erst, dann:

Dürst ihr von Liebe sprechen, Sittenwächter,
Die ihr uns unser Liebesglück nicht gönnt,
Und — echter Lebenslust arme Verächter —
Zu tabeln wagt, was nicht verstehen ihr könnt.

Sinweg mit euch! gezählt sind eure Tage.
Natur, die starke, ist in uns erwacht,
Und sie zermalmt mit einem Flügelschlage
Gesetze, Sitten, euch und eure Nacht!

o o o

Etwas von der Kinderkleidung.*

III.

Bei der Oberkleidung der Kinder ist die Versuchung für die liebe Muttereitelkeit besonders groß, dem Modegöken und seinen Launen zu opfern. „Mein Mädchel soll nicht auffallen, mein Junge darf hinter seinen Schulkameraden nicht zurückstehen.“ Das ist recht oft der bequeme Vorwand dafür, daß eine Mutter gedankenlos oder auch als Sklavin von Vorurteilen nur das eine Bemühen kennt: ihre Kinder in der Kleidung nach der „neuesten Mode“ herauszustutzen. Um jeden Preis! Zunächst wird meist die Zweckmäßigkeit der Oberkleidung außer acht gelassen, die Zweckmäßigkeit, deren oberstes Gebot die Rücksicht auf Gesundheit und gesunde körperliche Betätigung und Entwicklung ist. Dann wird die Haltbarkeit der Gewandung darangegeben und alle praktischen Anforderungen, die gerade vom Standpunkt des proletarischen Geldbeutels und der Bedingungen des Arbeiterlebens Gehör verdienen würden.

Es klingt ganz lieblich, ja bestechend, daß das Kind durch seine Kleidung nicht auffallen und nicht als „geringer“ erscheinen soll als die Schul- und Spielgenossen. Jedoch der Wunsch darf nicht bezahlet werden mit der Aufhebung oder auch nur Einengung der Bewegungs- und Spielfreiheit der Kinder, mit der Haltbarkeit der Kleidung gegen die Einflüsse von Sonne, Regen und Wind. Und noch eine wichtigere Erwägung kommt hier in Betracht. Gewiß muß die Mutter von Klein auf im Kinde den kameradschaftlichen Geist pflegen, der sich später zum bewußten Solidaritätsgefühl entfalten soll. Allein sie darf trotzdem ihre Jungen und Mädchen von zartester Jugend an nicht daran gewöhnen, dem „man sagt“ und „man tut“ usw., kurz der gang und gäben Meinung eine zu große, bindende Bedeutung beizulegen. Auch nicht für Außerlichkeiten, wie es die Kleidung ist. Für recht viele Menschen bleiben solche Außerlichkeiten zeitlichen Bestimmung für den inneren Menschen. Das Kind muß schon früh lernen, sich und sachlich begründete Ansichten und Dinge sachlich zu behaupten und zu verteidigen. Deshalb soll die Mutter nicht über unpraktische, häßliche, kostspielige Moden feuern und spotten, aber ihnen trotzdem die Kleider ihrer Kinder gehorsam anpassen, „weil es nun mal doch nicht gut anders geht, wenn man nicht schief angesehen werden will“. Sie muß den Mut finden, das als unschön und ungewöhnlich erkannt entschieden abzulehnen.

Es ist nahelegend, daß sie bei dieser Praxis schmeichelnden Bitten ihrer Kinder Widerstand entgegenzusetzen hat, daß es nicht immer ohne Schmolzen und ohne Tränen der lieben Jugend abgeht, zumal der heranwachsenden Mädchen. Aber eine Mutter

findet schon die liebevollen und klugen, ernstern und heiteren Worte zum Herzen und Verstand der Kinder. Es ist nichts Unmögliches, ihnen klarzumachen, daß es um ihrer Gesundheit und Kraft willen gilt, gegen den Strom des Herkömmlichen und der Modelassen zu schwimmen; daß der versagte überladene Spitzenputz am Kleide viele Stunden ungewollenen Spiels bedeutet, das nicht durch Ängste vor „Hängenbleiben“ und „Fleckenmachen“ getrübt wird. Die Kinder erhalten dabei den Anstoß, zu beobachten, zu vergleichen, selbständig nachzudenken, die Lebensführung mit Bewußtsein zu erfassen; sie lernen es ertragen, „anders“ zu sein als die übrigen und ihr Anderssein vor den Spielgefährten zu rechtfertigen. Wahrscheinlich bleibt es ihnen nicht erspart, daß Ginz oder Kunz ihnen einmal wegen ihrer „absonderlichen“ Kleidung nachschaut, und daß Mine oder Trine darüber lacht. Aber auch das soll die Mutter nicht irremachen. Es schadet nichts, wenn das Kind früh erfährt, daß das Vernunftgebotene und Zweckmäßige sich nicht immer glatt, ohne Leiden und Kampf durchsetzt. Was übrigens den Verkehr der Kinder untereinander anbelangt, so spricht für dessen Gestaltung und Ton die körperliche und geistige Tüchtigkeit der Kinder ein entscheidendes Wort mit. Das kräftige, gewandte und kluge Kind, das nicht überhebend und brutal ist, wird unter seinesgleichen im allgemeinen als Kamerad und Freund gesucht und geschätzt werden. Kurz, wenn die Mutter bei der Bekleidung ihrer Kinder konsequent handelt, so wird sie ihnen alles in allem unendlich mehr geben als nehmen. Und zwar nicht bloß für ihren leiblichen Menschen, sondern auch für die Entwicklung von Verstand und Charakter.

Die Bewunderung vor dem „Modischen“ verleitet manche Mutter zu einer besonders verwerflichen Torheit: der Oberkleidung ihres Kindes weit mehr Aufmerksamkeit zu schenken, mehr Mittel für sie aufzuwenden als für die Leibwäsche, Strümpfe usw. Wie häufig sieht man gerade Mädchen, für deren Anzug das Wort des Volksmundes gilt: „Oben hü, unten psui!“ Eine ganz minderwertige, wenn nicht gar unordentliche und unsaubere Unterkleidung wird durch ein flottes, reich mit allerlei Schnidschnad verziertes Kleid nach der neuesten Mode gedeckt. Das Mißverhältnis ist namentlich dort zu beobachten, wo man das Bestreben hat, es der „feinen Gesellschaft“ gleichzutun, aber nicht das gefüllte Portemonnaie zu den entsprechenden Ausgaben. Für das Wohlbefinden der Kinder jedoch und ihre Gesundheit ist eine gute Unterkleidung viel wichtiger als die schönsten Obergewänder, die zum Teil mehr dem Schmutz als dem Bedürfnis dienen. Das leuchtet ohne weiteres ein, wenn man bedenkt, daß die Stücke der Unterkleidung den Körper unmittelbar umgeben, ihn wärmen und schützen sollen. Eine Mutter dürfte nicht früher an ein „schickes Sonntagskleid“ für das Töchterchen denken, bis sie diesem so viel ordentliche Leibwäsche angeschafft hat, daß damit recht oft gewechselt werden kann. Eine Bevorzugung der Oberkleidung auf Kosten der unteren Kleidungsstücke müßte noch durch einen anderen Grund verneht werden als durch die Rücksicht auf Reinlichkeit und Hygiene allein. Es steckt ein großes Stück Unwahrhaftigkeit, Verlogenheit in ihr, ein Trachten nach dem falschen Schein, ein Hulbigen vor Außerlichem und Wertlosem. Je mehr die kapitalistische Welt mit ihrem Um und Auf diese Laster keimen und in die Halme schießen macht, um so achtsamer muß sich die proletarische Mutter davor hüten, ihnen in irgend einer Beziehung der Lebensgestaltung ihrer Kinder Nachrang zu geben.

Nun zur Oberkleidung der Kinder selbst. Was deren Stoff, Schnitt, Machart und Ausputz anbelangt — mag es sich um Knaben oder Mädchen und eine beliebige Altersstufe handeln —, so muß ein Gesichtspunkt festgehalten werden. Nämlich daß die Kleidungsstücke sich leicht und gut reinigen, waschen und bügeln lassen. Darunter verstehen wir nicht bloß, daß sie Wasser, So:ne usw., kurz den Reinigungsprozeß ohne Schaden vertragen, sondern daß dieser selbst der Mutter nicht mehr Zeit und Mühe kostet als notwendig ist. Man mißverstehe das nicht! Die Kleidungsstücke selbst können kaum je zu viel gelüftet, geklopft, gewaschen usw. werden. Für das besonders mühsame Reinigen von Stoffen, die nicht besser als andere, aber gerade „Mode“ sind; für das Aufreißchen von Schleifen, die ein Kleid gepußt, aber nicht schön machen; für das Plätten und Fälteln eines ganzen Falbelswalbes, der dem Gewand seine Leichtigkeit nimmt: ist jede Minute der Arbeiterfrau zu viel. Die Einfachheit der Kleidung und ihres Ausputzes

* Vergl. Nr. 14 und 17 der Frauenbeilage.

hat übrigens noch einen anderen Vorteil, als der Frau Zeit und Kraft zu sparen. Sie spart Geld und gestattet es, ohne erhebliche weitere Aufwendungen die Kindergarderobe reichhaltiger zu gestalten. Sie kann dann eher den verschiedenen Zwecken angepaßt und damit geschont werden, davon abgesehen, daß der häufigere Wechsel der Kleidungsstücke hygienisch ist. Wenn das Mädchen ein einfaches Kleid trägt, an dessen Reinigung und Herrichtung die Mutter ohne schweren Stoßseufzer denken kann, so bedarf es keiner großen Armschürze. Diese ist in Wirklichkeit nichts anderes als ein einfaches Obergewand, das die praktische Untauglichkeit des Kleides bestätigt, zu dessen Schutz notwendig ist, aber den Anzug wider und schwerfälliger macht. Sie könnte ohne Kleid getragen werden, ohne daß der „Anstand“ und das „Wärmebedürfnis“ des Kindes darunter leidet.

Für jüngere Kinder sind unstreitig die sogenannten Ruffen- und Griechenmittel, die Hemd- oder Ideal- und die „Hängerkleider“ ebenso zweckmäßig wie hübsch. Und die betreffenden Grundformen können auch — je nachdem leicht abgeändert — für die Kleider größerer Kinder festgehalten werden. Der „Herrgottsmittel“ oder das Hemdkleid hat sich erfreulicherweise schon für Mädchen bis zum Vorkindalter und darüber hinaus durchgesetzt. Dieser Schnitt liegt in der Richtung der propagierten Reformkleidung. Aber auch der Griechenmittel und die Ruffenbluse sollten von größeren Knaben wie Mädchen getragen werden. Es gibt kaum leichtere und gefälligere Kleidungsstücke, und was Länge, Faltenreichtum, Gürtel, Verzierung anbetrifft, so lassen sie sich ohne große Mühe für jedes Kind individuell anpassen. Bei entsprechender und rationaler Unterbekleidung können Mädchen längere Ruffenblusen tragen, ohne daß sie diese durch einen besonderen Kleiderrock ergänzen müssen. Die Matrosenbluse, der Sweater oder Maillot ist ebenfalls für Knaben und Mädchen empfehlenswert.

Wofür die Mutter sich auch entscheidet, möchten wir befürworten, daß sie den Hals und die Arme der Kinder möglichst frei läßt. Wenigstens bei der Sommerkleidung. Nicht als ob wir einer „besonderen Abhärtung“ dieser Körperteile Gewicht beilegen, sondern weil bei der „ausgeschnittenen“ und „kurzärmeligen“ Kleidung der ganze Körper oder wenigstens der Oberkörper besser umlüftet wird. Im allgemeinen nimmt unsere Kleidung viel zu wenig Rücksicht auf dieses Gebot der Reinlichkeit und Hygiene. Wenn die Bluse usw. für das Mädchen einen besonderen Oberrock nötig macht, so sollte er nicht mit einem Bund fest um die Taille sitzen, vielmehr — wie die Hose — an einem Leibchen befestigt werden, kurz und nicht übermäßig bauchig sein. Die Rücksicht auf die Gesundheit und die Spielfreude ihrer Töchter muß der Mutter höher stehen als bürgerliche Wohlstandigkeit, nach der ein Mädchen über zehn Jahren „keine Waden“ haben oder wenigstens zeigen darf. Die lange Männerhose ist ein ebenso unhygienisch wie häßliches Kleidungsstück. Sie müßte für Knaben — ganz gleich welchen Alters — ein für allemal verpönt sein. Aus Gründen der Hygiene muß die Mutter darauf achten, daß die kurze Hose nicht zu prall anliegt, und die genügende Weite des Schrittes hat bei der Knabenhose besondere Wichtigkeit: wo es an ihr fehlt, da werden leicht sexuelle Marnen geweckt oder gefördert.

Aus welchem Stoffe soll die Mutter die Kindergarderobe anfertigen oder kaufen? Wir haben diese Frage bereits weiter oben gestreift, müssen aber dem Gesagten noch einiges hinzufügen. Die Haltbarkeit des Stoffes nach Faser, Webart und Farbe spielt natürlich für den Geldbeutel der Arbeiterfrau eine sehr große Rolle. Haltbarkeit ist letzten Endes Billigkeit. Es ist eine Einsichtswahrheit, daß die sogenannten billigen Einkäufe bei Nichtbeachtung meist die teuersten, das heißt die unvorteilhaftesten zu sein pflegen. Deshalb heißt es, sich nicht durch die angekündigte und ausgestellte Billigkeit von Stoffen blenden zu lassen, sondern zuvor besehen, befühlen und womöglich erproben, indem man ein Fleckchen der außerseheenen Ware wäscht und in der Sonne trocknen läßt. Den vielen großen Vorzügen leichter, guter Wollstoffe steht bei Waschstoffen die einfachere Reinigung zur Seite. Geradezu unverwundlich und sehr kleidsam ist Manchesterjamt besserer Qualität, er empfiehlt sich besonders für Knabenanzüge, die sehr stark strapaziert werden.

Die Mutter sollte ihre Kinder möglichst in helle, satte, freundliche Farben kleiden, die dem Auge wohl tun und es entwickeln. Die Kinder ohne Unterschied des Geschlechtes. Was haben unsere Zungen verbrochen, daß man sie so früh als möglich in die nämliche nuchterne, düstere Kleidung steckt, die dem Manne nicht eben zur Zierde gereicht? Bereitet es wirklich die Mannhaftigkeit vor, daß man sie womöglich schon als Dreikönigshoch nur die Farben eines ehrfamen Kütters, einer Parfükerkutte und wenn es hoch kommt eines dunkelblauen Matrosenanzugs tragen läßt? Wehr

Farbe, gut gewählte Farbe in die Kleidung unserer Knaben, wie es zumal das Ruffenhemd und der Griechenmittel ermöglicht, ja verlangt! Das bringt einen heiteren, freundlichen Ton mehr in das Heim und die Schule, in Arbeit und Spiel. Das wird aber auch dazu beitragen, daß sich die Jünglinge und Männer weniger oft Schlipse und Westen von unmöglicher Farbe wählen. Die Farbe von Kinderkleidern muß möglichst echt, waschecht sein, sie darf nicht als „besonders empfindlich“ zum Anlaß der mütterlichen Mahnung werden, Sonnenschein und Regen aus dem Wege zu gehen. Wie bedauerenswert sind die armen kleinen Mädchen, die immer „brav im Schatten spielen müssen“, die sich nicht im funkelnden Lichte auf der Wiese tummeln sollen, weil sonst das Kleid zu schnell verschleien oder Grasspide bekommen würde. Bei der Auswahl gemusterter Stoffe heißt es vorsichtig sein. Es genügt nicht, ein Dessin im Stoffstück wirken zu lassen, man muß sich vorstellen, wie es sich am kindlichen Körper mit seinen feinen, zarten Formen ausnehmen wird. Die schönsten großen Muster können da die Einheit und Annuit der Körperlinien stören, nicht davon zu reden, daß das Auge große und originelle Muster leicht überdrüssig bekommt.

Kleider in den oben angegebenen Formen lassen sich leicht und geschmackvoll verzieren, und zwar in der größten Mannigfaltigkeit. Zu ihnen paßt das einfachste Schmudbörchen wie die reiche Handstickerei von künstlerischer Schönheit und festlichem Glanze. Gerade für das Idealkleid, den Griechenmittel, die Ruffenbluse sind Handstickereien — vorzugsweise in Kreuzstich, aber auch in jeder anderen Art — eine schöne Zierde. Man kann sie um den Halsauschnitt oder am Kragen, an den Ärmeln, Achselstücken, an der Schlußstelle — mag sie in der Mitte oder an der Seite liegen, gerade oder schräg laufen — aber auch unten am Saume anbringen, und sie lassen dem Farbensinn und der Phantasie den weitesten Spielraum. Freilich gehört zur Anfertigung solcher Stickereien Zeit, und das ist es gerade, was die proletarische Frau meist am wenigsten hat. Man bekommt jedoch heute bunte gewebte und gewirte Vorten, die recht hübsch und farbenecht sind. Die Kantentoffe eignen sich gut für Idealkleider, Ruffen- und Griechenmittel. Diese können natürlich auch mit weißen Stickereien und Spitzen verziert werden. Gehäkelte und gestrickte Spitzen — weiß und farbig — sind für Kleinkinder- und Mädchenkleider ein sehr wirksamer Schmud. Matrosenträger lassen sich durch einen gefälligen Schnitt und aufgesteppte Bördchen oder Stoffstreifen in abstechender Farbe zu einer Zierde gestalten. Diese wenigen Anordnungen mögen genügen, um der Mutter zu zeigen, daß die einfache und zweckmäßige Oberbekleidung ihrer Kinder durchaus nicht puritanisch zu sein braucht, sondern daß sich die Zweckmäßigkeit — im weitesten Sinne — sehr wohl mit Schönheit vereinen läßt. Ja mehr noch, daß sie eine — wenn auch nicht die einzige — Voraussetzung für die Schönheit ist. Eine Kleidung, die den Formen und Linien des Körpers Rechnung trägt, die ihm das freie Spiel der Kräfte gestattet, wird vom unverbildeten Auge als schön empfunden werden. Vor allem darf die Mutter bei der Auswahl und Gestaltung der Oberkleider ihrer Kinder nicht vergessen, daß Gesundheit, Kraft und Behendigkeit ein Stück Schönheit ist.

Hygiene.

Heidelbeeren sind nicht nur ein ausgezeichnetes Nahrungs- und Genussmittel, sie stellen auch in mancher Hinsicht ein bewährtes Heilmittel dar. Die Volksmedizin hat von jeher der Heidelbeere mannigfache Heilwirkungen beigelegt. In neuerer Zeit hat nun ein medizinischer Fachmann, Dr. Winternitz in Wien, durch viele Versuche tatsächlich einen heilsamen Einfluß der Heidelbeere auf gewisse Erkrankungen nachweisen können. Dies ist besonders bedeutungsvoll deshalb, weil es sich dabei gerade um sehr häufige, alltägliche Erkrankungen handelt, und weil Heidelbeeren sehr billig sind und getrocknet oder eingemacht den ganzen Winter über leicht aufbewahrt werden können.

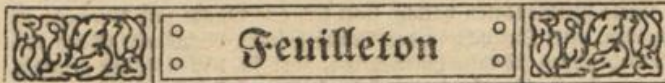
Ramentlich günstig beeinflusst werden durch Genuß von Heidelbeeren Entzündungen der Schleimhäute. Bei Mund-, Rachen- und Halskatarrh ist wiederholtes Spülen und Gurgeln mit Heidelbeerensaft sehr wirksam, und dieser ist im Gegensatz zu anderen Gurgelmitteln bei etwaigem Verschlucken ganz unschädlich. Ebenso vertreibt fleißige Benützung der Heidelbeere zur Mundpflege jeden üblen Geruch aus dem Munde. Auch Schnupfen wird bei Durchspülung der Nase mit ziemlich konzentriertem Heidelbeerensaft alsbald beseitigt.

Nach Professor Winternitz beruht die heilsame Wirkung des Heidelbeerjafstes darauf, daß dessen Farbstoff in die entzündeten

Oberhautgewebe der Schleimhäute tief eindringt und eine grauschwarze, festhaftende Dede bildet. Diese Dede schützt nun offenbar das darunterliegende Gewebe, indem es alle mechanischen Reize von der erkrankten Stelle abhält. Daher kann sich dort wieder das gewöhnliche Gewebe bilden und so die Heilung stattfinden. Die heilsame Wirkung des Heidelbeersaftes hängt also mit der bekannten Aufzählung der Haut zusammen. Die erkrankte Schleimhaut muß ziemlich lange mit der färbenden Flüssigkeit in Verbindung bleiben, damit möglichst viel von dieser in sie eindringt, und die Bepflanzung muß häufig wiederholt werden. Ähnlich ist ja die Wirkung der Hustenbonbons: die rauhe, entzündete, schmerzende Schleimhaut des Halses überziehen sie bei der Auflösung in der Mundhöhle mit einer schleimigen und schützenden Schicht, so daß Rauigkeit und Schmerzgefühl im Halse bedeutend gelindert werden. Dieser Überzug muß aber durch neue Bonbons immer wieder erneuert werden, da er nur an der Oberfläche haftet und bald hinabgeschluckt wird, während der Heidelbeersaft in die Haut eindringt.

Sogar bei der härtnädigen Schuppenflechte der Zunge, die sich namentlich bei starken Rauchern findet, sind mit Heidelbeersaft sehr gute Erfolge erzielt worden. Oft bewährt als wirksames Heilmittel haben sich Heidelbeeren bei Durchfall, selbst bei den durch die verschiedensten Medikamente nicht stillbaren Diarrhöen der Schwindsüchtigen. Nicht nur die Schleimhäute, sondern auch jede andere Hautoberfläche versieht der Farbstoff des Heidelbeersaftes mit einem festhaftenden schützenden Überzug. Daher erzielte Winternitz auch bei den verschiedensten Hautauschlägen und Flechtenarten rasche und dauernde Heilung. Natürlich soll deswegen dem Laien nicht empfohlen werden, sich bei Hautkrankheiten, die oft die Erscheinungen und Anzeichen schwerer Erkrankungen sind, selbst mit Heidelbeersaft kurieren zu wollen.

Auf alle Fälle verlohnt es sich, dieses vielseitige Heilmittel in der Küche stets vorrätig zu halten. Zur sommerlichen Reisezeit trocknet man die Heidelbeeren, auf Papier einzeln gestreut, bis sie ganz zusammengekrumpft sind, und hängt sie dann in Gazebeutelchen an einem luftigen trockenen Orte auf. Braucht man sie später, so verfähre man folgendermaßen: 500 Gramm getrocknete Heidelbeeren werden mit 2 Liter kaltem Wasser übergossen und 24 Stunden lang an einen warmen Ort gestellt. Nun wird das Ganze bei langsamem Feuer gekocht, bis es eine dicke Syrupmasse bildet. Hierauf preßt man es durch ein feines Haarsieb, fügt etwa 1 Gramm Vorsäure zu, dickt auf langsamem Feuer unter beständigem Umrühren noch etwas ein und füllt die Masse nach dem Erkalten in gut verschließbare Flaschen.



Hamza und Hanifa.

Von Gustaf Janson.

(Fortsetzung.)

Bei jedem Wort des Mannes nickte die Frau schweigend ihre Zustimmung. Denn so wunderbar hatte Gott Hamzas Wege gelenkt, daß seine Frau nicht wie andere Weiber eine lose Zunge hatte, sondern im Gegenteil immer schweigsam war. Wenn sie nach etwas gefragt wurde, mußte sie lange Zeit nach der Antwort suchen. Deshalb galt sie für noch einfältiger als der Mann.

Als die Palmen herangewachsen waren, kam das Alter zu Hamza. Wie alles andere nahm er auch das als eine gute Gabe. Hat nicht der Prophet gesagt, daß ein alter Mann sich am besten auf das Paradies vorbereitet? An seiner Seite alterte Hanifa.

„Wir haben das Glück gefunden!“ erklärte Hamza oftmals, und Hanifa nickte.

Je älter er wurde, desto häufiger wiederholte Hamza diese Worte. Jeden Abend kniete er, das Gesicht nach Osten gewandt, und dankte und pries aus ganzem Herzen den Einzigen, den Allmächtigen.

Die Nachbarn im Dorf, in dem Hamzas Lehmhütte zuäuserst am Wege lag, waren voller Bewunderung für ihn. Wäre er nicht so schweigsam und beinahe schüchtern gewesen, hätten sie ihn für einen heiligen Mann, fast für einen Marabout angesehen. Aber er schrie seine Gebete niemals mit lauter Stimme, zeigte sich nie in zerrissenen Kleidern und suchte nicht die belebtesten Stellen auf, wenn er seine Andacht verrichtete. Er war ebenso einfältig wie fromm.

So lebte Hamza unsträflich viele Jahre in seinem Garten hinter den Kaktushecken, die Dieben und Wüstensand den Eingang wehr-

ten. Er baute sein Gemüse und pflegte seine Dattelpalmen und Feigenbäume, die ihm und Hanifa die Nahrung des Lebens schenkten.

Daß, wonach er gestrebt, hatte er erreicht und hegte keine weiteren Wünsche.

Der einzige Freund, der das Ehepaar im Dorf einen Kilometer vor der Stadt besuchte, war Ali Scheckr, der Polizist. Er erzählte den beiden, was draußen in der Welt Neues geschah, und sie hörten ihm andächtig zu. Wenn er einige Datteln und eine Handvoll Feigen verzehrt und seine Zigaretten geraucht hatte, brach er auf, grüßte und entfernte sich wieder.

„Merkwürdig!“ rief Hamza, als Ali Scheckr sich eines Abends wieder auf den Heimweg begeben. „Diese armseligen Götzendiener, die ihre Gebete an gemalte Bilder aus Holz oder Stein richten, wollen den Pabisch mit Krieg anfallen! Begreifst du das, Frau?“ Hanifa schüttelte nur den Kopf. An eine Sache, die ihrem Mann nicht klar war, verschwendete sie keinen Gedanken.

„Klatsch vom Basar,“ beruhigte sich Hamza und dachte nicht weiter an das Gehörte. „Morgen wollen wir die Palme in der linken Ecke näher an die herantreiben, die zuoberst auf dem Abhang steht. Hast du es gesehen, Hanifa, sie lehrt sich von den beiden männlichen Bäumen ab, die ihr am nächsten wachsen? Aber dem Starren da oben streckt sie sehnsüchtig ihre Blätter entgegen. Sie vergeht vor Liebe zu dem, den sie am schwersten erreichen kann. Da kommt es mir zu, die beiden zusammenzuführen, die der unerbittliche Abstand trennt. Mach das lange Bastseil in Ordnung, Frau!“ Und wie ein Vater, der mit seinen Kindern spricht, flüsterte Hamza freundlich den beiden Palmen ein: „Morgen... morgen...“ zu. Darauf ging er in die Hütte, indem er sagte: „Du sollst mild gegen die Hilflosen sein! Steht es nicht geschrieben: Verdirb keinen Dattelbaum! Er lohnt dir reichlich eine jegliche deiner guten Handlungen!“

Am folgenden Morgen arbeitete Hamza in seinem Garten, und wie er es am Abend vorher versprochen hatte, band er die beiden zuäuserst stehenden Bäume sicher mit Hanifas Bastseil zusammen und bog ihre Kronen zueinander hin. Hernach sah er viele Abende und betrachtete sein Werk.

Als der Same des männlichen Baumes über die Krone des niedriger stehenden weiblichen fiel, lächelte er, strich sich den Bart und sagte:

„Soll sich ein guter Vater nicht seiner Kinder annehmen?“

Hanifa sah neben dem Mann und lächelte wie er, aber ihrer Betrobenheit nach sagte sie nichts.

„Du bist eine gute Frau!“ plauderte Hamza weiter. „Du bist reichlich die Handvoll Kupfermünzen wert, die der Verwandte deiner Mutter aus dem Beutel nahm, der bald wieder gefüllt wurde.“

Der Sommer verging unter allerlei Arbeit. Gerüchte von einem italienischen Angriff auf Tripolis waren ständig im Umlauf, und die Nachbarn riefen sie Hamza über die Kaktushecke zu. Aber er wehrte mit den Händen ab, lächelte und sagte nur:

„Sie sind ärmer als wir. Zudem gibt's ihrer nur wenige.“

„Ihr Land liegt auf der anderen Seite des Meeres. Da gibt es unzählige Italianos,“ antwortete der Nachbar.

„Warum sollten sie uns anfallen?“ fragte Hamza beinahe kampflustig.

„Sie sind stärker als wir, siehst du, stärker und zahlreicher.“

„Das ist kein Grund,“ erklärte Hamza. „Das Gesetz erlaubt doch nicht dem Stärkeren, einen Schwächeren zu schlagen.“

Und von der Wahrheit seiner Behauptung überzeugt, fügte er hinzu:

„Gott weist keinem Ungerechten die Wege!“

Eines Tages im Herbst kam Ali Scheckr mit größerer Eile als je zuvor. Er vergaß den Dattelforb und sah die Feigen gar nicht an.

„Italianos!“ pöbelte er. „Die Garnison marschirt aus der Stadt. Die Soldaten sollen nicht mal bei Ain Zara Halt machen.“

„Und du?“ fragte Hamza erstaunt.

„Ich bleibe. Jetzt sind doch wirklich Männer vonnöten, um den Fremden zuzuhelfen. Wie sollte es werden, wenn wir ebenfalls fortgingen?“

Aber Ali Scheckr redete ohne Fröhlichkeit und sah düster vor sich hin.

Er kehrte bald in die Stadt zurück, nachdem er Hamza feierlich Lebewohl gesagt hatte.

„Begreifst du dies?“ fragte dieser, als Ali Scheckr fort war.

Aber die Frau schüttelte nur den Kopf.

In der Nacht klopfte es ungesümm an die Tür der Lehmhütte. Hamza machte auf und erkannte trotz der Dunkelheit einen tür-

fischen Unteroffizier. Hinter ihm wurden einige Soldaten sichtbar und weiterhin eine größere Truppe.

„Gibt's keine Moslims mehr?“ fragte der Unteroffizier heftig.

„Du redest töricht! Sind wir nicht alle Kinder eines Vaters?“

„Hier, nimm!“ Er reichte Hamza ein Gewehr und rief den Leuten hinter sich zu: „Patronen!“

Ein Soldat legte einige vierkantige Pakete in Hamzas hingehaltene Hände.

„Gibt's keine Moslims mehr?“ rief der Unteroffizier aufs neue und schlug sich mit der geballten Faust vor die Brust. „Gibt's keine Moslims mehr?“

„In Gottes Namen!“ sagte Hamza und reichte Hanifa, die in der Tür erschienen war, die Patronenpakete.

„Wenn das Signal ertönt!“ flüsterte der Unteroffizier mit zuckenden Lippen. „Du besitzest ein Gewehr, du hast Patronen, denk daran, daß du ein Muselman bist!“

„Daran brauchst du mich nicht zu erinnern!“ antwortete Hamza freundlich.

„Leb' wohl, Rechtgläubiger!“

Der Unteroffizier eilte rasch auf den Weg hinunter, die Soldaten hinter ihm her. Sie gingen nach Süden, der Wüste zu. Hamza schüttelte den Kopf, als er es gewahrte. Aber aus der Ferne klang wieder voll von Schmerz und Zorn der Ruf des Unteroffiziers:

„Gibt's keine Moslims mehr?“

Er rief es ein übers andere Mal. Der Harm über diesen Rückzug vor dem Krieg gab der Stimme Ausdauer und Stärke, und es währte lange, bis der letzte Ton davon verhallt war.

Hamza starrte ins Dunkel hinaus. Dieser Ruf richtete seine gebeugte Gestalt gerader, jagte ihm das Blut rascher durch die Adern und weckte neue Gedanken. Aber da fühlte er, wie seine alten, arbeitsmüden Hände zitterten.

„Nein, nein!“ murmelte er leise.

Wie ein Echo wiederholte Hanifa hinter ihm die Worte.

Schließlich kam der Morgen und Hamza ging in seinen Garten hinaus. Er hatte kaum drei Schritte gemacht, als er seinen Namen rufen hörte.

An der anderen Seite der Kaktusecke stand Ibrahim, der Vorsteher des Dorfes, ein vierzigjähriger Araber mit langem, schwarzem Bart. Die Augen des Mannes leuchteten von einem seltsamen Feuer, und Hamza betrachtete ihn voller Erstaunen; so hatte er den anderen noch nie gesehen.

„Komm näher!“ winkte Ibrahim, und als Hamza dem Folge gegeben, flüsterte er eifrig:

„Hast du heute nacht auch ein Gewehr bekommen? Verwahr' es gut! Still! Ich gebe das Signal!“

Er ging eilig fort, und es war Hamza, als sähe ein Revolver aus seinem Gürtel hervor.

Den ganzen Tag saß Hamza in seinem Garten und blickte traurig vor sich hin. Was bedeutete dies? Was würde geschehen? Seine Zunge formte viele Fragen, aber er fand keine Antwort darauf.

Wie diesen saß er noch mehrere andere Tage auf demselben Fleck, und jeden Abend sagte er mit einem betrübten Kopfschütteln:

„Ich kann es nicht!“

Eines Tages sah er italienische Soldaten auf dem Wege. Sie gingen in raschem Takt der Wüste zu und machten bei den letzten Gartenmauern Halt. Die grünen Federbüsche flatterten auf ihren Tropenhelmen, und die Sonne glitzerte auf dem Stahl ihrer Bajonette und Säbelscheiden. Sie waren guter Dinge, und mehrere von ihnen nickten den Arabern zu, die neugierig ihre Köpfe zur Haustür hinausstreckten.

Den ganzen Tag kamen und gingen andere Soldaten. Die ersten hatten sich neben dem Dorf gelagert, einige machten Feuer an und schlugen Zelte auf, die meisten gruben eine lange Rinne in Sand oder besserten die an einigen Stellen schadhafte Mauern aus.

Hamza lag hinter der Kaktusecke und beobachtete ihr Vorhaben. Er fand es freundlich von ihnen, daß sie die verfallenen Gartenmauern wieder instand setzten. Besonders gut zu paß kam das hier im Nordwesten, wo die Dase nur einen schmalen Streifen fruchtbareren Landes zwischen Wüste und Stadt ausmachte.

„Gott ist groß!“ sagte Hamza fromm. „Die Italianos machen das in einem Tag, was wir nicht in vielen Jahren fertig gebracht haben.“

Am Abend kam Moedebb, der zwölfjährige Sohn des Dorfvorstehers, zu ihm.

„Morgen nachmittag sollen sich alle Männer des Dorfes bei meines Vaters Haus versammeln.“

„Morgen ist Feiertag,“ verwies ihn Hamza.

„Die Italianos haben das befohlen, nicht mein Vater.“

„Soll ich das Gewehr mitbringen?“

Der Knabe warf Hamza einen zornigen Blick zu und legte einen Finger auf die Lippen.

„Komm mit leeren Händen und schweig!“ sagte er und ging mit der Haltung und Würde eines Mannes von dannen.

Als Hamza am Freitag auf dem bestimmten Platz ankam, fand er dort bereits alle Männer des Dorfes versammelt. Die älteren saßen mit dem Rücken an die Hausmauer des Dorfvorstehers gelehnt, die jüngeren hielten sich an der südlichen Siebelseite auf. Zu beiden Seiten des freien Platzes war eine Kompanie italienischer Soldaten aufgestellt, mit Gewehr bei Fuß. Die Offiziere standen in einer Gruppe vor der Front. Sie sowohl wie die Soldaten waren guter Laune und musterten mit einem Gemisch von scherzhafter Geringschätzung und Neugierde die Alten im Schatten der Mauer und die jungen Männer, die schweigend und ernst mitten im Sonnenschein standen. Hamza hatte in der Reihe der Alten Platz genommen. Nichts geschah.

Nach einer Weile donnerten Hufschläge, und eine Schar Offiziere sprengte auf den Marktplatz. Ein Kommandoruf ertönte, die Reihen der Soldaten richteten sich strammer und die Gewehre flogen vom Boden auf. Darauf folgten einige Zeremonien, die den arabischen Zuschauern unverständlich waren. Zuletzt erhob der Oberst seine Stimme und hielt eine Ansprache an die Araber, die sich noch immer regungslos verhielten.

Ein Dolmetsch — mehrere der Dorfbewohner kannten ihn, denn er war Pantoffelmacher und hatte einen Laden in einer Straße der Stadt — trat vor und übersetzte, als der Oberst seinen ersten Satz beendet hatte.

„Italiens großmächtiger Herr und König,“ übersetzte er — „Gott gebe ihm ein langes Leben und schenke seinem Unternehmen Erfolg!“ fügte er für eigene Rechnung hinzu — „erklärt hiermit Tripolis für eine italienische Provinz und die Bewohner für seine Untertanen, die ihrem neuen Herrscher zu Treue verpflichtet sind.“

Die Alten an der Hausmauer neigten ihre Stirnen tiefer zur Erde, und auch die jungen Leute sahen vor sich nieder, bis der Knabe Moedebb unerwartet in der Gruppe auftauchte und einige höhnische Worte flüsterte. Da ballten sich die Fäuste unter den Falten der Burnusse und die Augen begannen zu funkeln.

Während der Zeit redete der Oberst weiter, und der Pantoffelmacher vom Basar verdolmetschte seine Worte.

Im Namen des neuen Regenten versprach er eine milde und gnädige Behandlung und viel künftiges Glück. Deshalb sollten auch die Einwohner den Soldaten Entgegenkommen zeigen, sie nicht bei ihren Arbeiten hindern und vor allen Dingen immer alles berichten, was sie von dem Vorhaben der Türken auffchnapten.

Diese Verblendeten hätten, statt sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, eine Zuflucht in der Wüste gesucht. Nichts als Elend und Entbehrungen ständen ihnen bevor, aber sie hätten selber gewählt. Der geringste Ungehorsam würde strenge bestraft werden. Ob sie ihn verstanden hätten?

Niemand antwortete, und der Dolmetsch zog die Schultern hoch. Der Oberst sah forschend die Reihe der Alten an, ließ den Blick über die jungen Männer gleiten und befahl, daß der Dorfvorsteher vortreten solle. Diesem ließ er durch den Dolmetsch sagen:

„Jeder Mitbürger hat die Pflicht, sein Leben für sein Land und seinen Glauben zu opfern. Verachtung ist die gerechte Strafe, die jeden trifft, der sich dieser Pflicht weigert. Sag' das deinen Landsleuten. Wenn sie die Wahrheit meiner Worte eingesehen haben, werden alle wissen, was sie zu tun haben.“

„Du sprichst klug und recht!“ antwortete der Dorfvorsteher und hob den Kopf, um dem Oberst in die Augen zu sehen. „Es ist die Pflicht jedes Rechtgläubigen, für seinen Glauben und sein Land zu sterben. Du sollst keine Veranlassung haben, uns mit Verachtung zu strafen.“

Der Pantoffelmacher vom Basar schüttelte den Kopf. Ihm gefiel der Ton nicht, in dem der Dorfvorsteher gesprochen hatte. Aber der Oberst und ringsherum die Offiziere lächelten freundlich. Sie waren an das gemessene Wesen der Araber gewöhnt, und deren Sprache verstanden sie nicht. Zudem hatten sie Eile, es gab noch mehr Dörfer in der Dase, und die Einwohner sollten so rasch wie möglich über die veränderten Verhältnisse in Kenntnis gesetzt werden.

„Dann betrachte ich eure Antwort als einen Treueid. Denkt daran, daß man den nicht brechen darf. Das wird strenge bestraft.“ (Fortsetzung folgt.)

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Klara Settin (Bundel), Wilhelmshöhe, Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck und Verlag von J. G. W. Diez Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart.